

Claudine MOULIN und Michel PAULY (Hg.), *Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg. Elfte Heft 1491–1497, Zwölftes Heft 1497–1500* (Schriftenreihe des Stadtarchivs Luxemburg, 11–12/Publications du CLUDEM, 46, 48), Luxemburg 2023, ISBN: 978–2–19979–35–6, 145 S. / 978–2–919979–36–3, 169 S., 19,00 €.

Im Jahr 2023 wurde mit der Veröffentlichung der beiden letzten Hefte der in der Schriftenreihe des Stadtarchivs Luxemburg herausgegebenen Edition der Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg ein bemerkenswerter Meilenstein erreicht.¹ Er markiert den Abschluss eines ambitionierten editionswissenschaftlichen Vorhabens, das 2007 unter der Leitung von Prof. Dr. Michel Pauly (Mittelalterliche Geschichte) und Prof. Dr. Claudine Moulin (Ältere deutsche Philologie) seinen Anfang nahm. Die erfolgreiche Durchführung des Projekts wurde durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universitäten Luxemburg und Trier sowie des Stadtarchivs Luxemburg ermöglicht. Vor diesem Hintergrund bespricht die vorliegende Rezension nicht nur die letzten beiden Bände, sondern würdigt die gesamte Edition und ihren Beitrag zur historischen Forschung.

Die kürzlich abgeschlossene zwölfbändige Reihe, die den Zeitraum von 1388–1500 abdeckt, umfasst die Edition von fast 70 deutschsprachigen Rechnungsbüchern der Stadt Luxemburg. Nicht in der Sammlung enthalten sind die im gleichen Zeitraum entstandenen Weinrechtslisten, die einer künftigen digitalen Edition vorbehalten wurden. Jedes Heft ist mit einem kurzen thematischen Vorwort, einem wissenschaftlichen Beitrag und detaillierten Editionsriterien versehen. Die serielle Überlieferung der Kontenbücher ermöglicht, historische Entwicklungen und Zusammenhänge über längere Zeiträume nachzuverfolgen und bietet tiefgreifende Einblicke ins Alltagsleben sowie die Stadt-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des spätmittelalterlichen Luxemburg, die der Nachwelt sonst verschlossen geblieben wären. Damit schließt die vorliegende Edition eine signifikante Forschungslücke.

Das elfte Heft der Edition umfasst die Jahre 1491–1497, wobei die Rechenregister für die Jahre 1495–1496 bedauerlicherweise nicht überliefert sind. Das Vorwort der Herausgebenden betont erneut den interdisziplinären Reichtum der Quelle, der sich von Fragen der politischen Geschichte über die Prosopographie der Führungsschicht bis zur Fiskalgeschichte erstreckt. Besonders die Anlage der Rechnungsbücher mit vereinzelt eingefügten Zwischensummen konfrontiert Historikerinnen und Historiker mit der Frage nach der Verwaltungspraxis und dem Rechnungswissen der jeweiligen Schreiber, wobei sich ein Vergleich mit anderen Städten durchaus lohnen würde. Ein wissenschaftlicher Beitrag von Natalia Filatkina und Nikolaus Ruge rundet

¹ Claudine MOULIN und Michel PAULY (Hg.), *Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg. Erstes Heft 1388–1399 bis Zwölftes Heft 1497–1500* (Schriftenreihe des Stadtarchivs Luxemburg, 1–12/Publications du CLUDEM, 20, 21, 29, 31–33, 39, 40, 42, 44, 46, 48), 12 Bde., Luxemburg 2007–2023.

den Band mit zwei Fallstudien zur Formelhaftigkeit und zum Sprachkontakt in den Rechnungsbüchern der Stadt Luxemburg ab.

Der zwölfte und letzte Band der Reihe, der die Jahre 1497–1500 behandelt, beginnt mit einem Vorwort, das die wissenschaftlichen Beiträge würdigt, die im Rahmen der Edition entstanden sind, gefolgt von einem Verzeichnis ebendieser Arbeiten. Das Heft wird abgerundet mit einem Artikel von Michel Pauly über das mittelalterliche Rathaus der Stadt Luxemburg. Wie die vorherigen Ausgaben, folgt auch dieser Band den etablierten Editions-kriterien. Es ist jedoch bedauerlich, dass die abgebildete Quelle, die eine direkte visuelle Referenz zum Text bieten könnte, nicht neben der entsprechenden Textstelle, sondern zu Beginn des Heftes neben dem Vorwort platziert ist. Diese Anordnung verhindert einen unmittelbaren visuellen Vergleich, der für das Verständnis und die Einordnung der Inhalte hilfreich wäre.

Das Ziel der Herausgebenden, die Kontenbücher für ein breites Spektrum an Forschungsdisziplinen zugänglich zu machen, führte zur Entscheidung für eine möglichst überlieferungsgetreue Wiedergabe des Textes. Insbesondere der Verzicht auf Normalisierungen (z. B. die Vereinheitlichung der Groß- und Kleinschreibung) und einen textkritischen Apparat, sowie der Entscheid, lediglich ein Ortsregister zur Verfügung zu stellen, wurde bereits in anderen Rezensionen² dieser Editionsreihe moniert, da sie die Interpretation und Leserlichkeit der Quelle beeinträchtigt. Die Erwartung ist groß, dass die anvisierte digitale Edition diese wichtigen Ergänzungen aufnehmen wird. Insbesondere die Integration von Hyperlinks zu Lexikoneinträgen, die direkte Erläuterungen ermöglichen, ohne den Lesefluss zu stören, würden eine bedeutende Nutzungsoptimierung darstellen. Ferner eröffnet die digitale Umgebung die Möglichkeit, verschiedene Textversionen zu vergleichen, sie mit dem Original abzugleichen und durch Suchfunktionen gezielt Inhalte zu erschließen. Diese Neuerungen versprechen eine Analysetiefe, die in traditionellen Papierformaten unerreicht bleibt.

Die Herausgebenden haben das Ziel erreicht, die luxemburgischen Kontenbücher als Quelle für interdisziplinäre Forschung der wissenschaftlichen Gemeinschaft zugänglich zu machen. Unterstrichen wird dies durch die zahlreichen auf dem Quellenmaterial basierenden Forschungs- und Qualifikationsarbeiten. Die innerhalb der Reihe publizierten wissenschaftlichen Beiträge verdeutlichen dabei den durch die Herausgebenden beabsichtigten interdisziplinären Zugang. Leider präsentieren sie sich vorrangig als Einzelerkenntnisse, die noch nicht zu einem kohärenten Gesamtbild zusammengefügt wurden. Ebenso steht ein Vergleich mit der Überlieferungssituation in anderen spätmittelalterlichen Städten aus. Auch wenn die Reihe heutigen Editionsmöglichkeiten nicht ganz gerecht wird, verdient sie Anerkennung im Lichte ihres Entstehungskontextes. Sie spiegelt den anspruchsvollen Umgang mit den divergierenden Anforderungen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen und den spezifischen

2 Vgl. dazu die Rezensionen von Norbert FRANZ in: *Hémecht* 65/2 (2013), S. 236; Klaus MILITZER in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 78 (2014), S. 324–325; Günter KATZLER in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 123/2 (2015), S. 454–456; Max SCHMITZ in: *Hémecht* 70/4 (2018), S. 106–109 und Pierre MONNET in: *Histoire urbaine* 57/1 (2020), S. 179–181 wie auch die Buchbesprechungen von Benoît-Michel TOCK in: *Francia-Recensio* 2 (2011), 3 (2013) und 1 (2016).

Bedürfnissen einzelner Forschenden wider. Die konsequente Fortführung der Reihe nach einheitlichen Editions-kriterien über 16 Jahre hinweg ist eine beachtliche Leistung. Die in Aussicht gestellte digitale Ausgabe wird schließlich eine maßgebliche Bereicherung und unverzichtbare Ergänzung zur bestehenden physischen Publikation bieten.

Corina Liebi (Bern)

Julia BURKHARDT und Christina LUTTER, Ich Helene Kottannerin. Die Kammerfrau, die Ungarns Krone stahl, Freiburg: Theis in Herder, 2023, 189 S.; Karten, Abbildungen; ISBN 987-3-8062-4567-7; 24 €; Print und E-Book.

Am 27. Oktober 1439 starb unerwartet Albrecht II. (V.) von Habsburg, Herzog von Österreich und gewählter römisch-deutscher König, der auch die Kronen von Ungarn und Böhmen trug. Seine Erbländer gerieten daraufhin in eine tiefe dynastisch-politische Krise. Albrecht hinterließ seine Gemahlin, Königin Elisabeth von Luxemburg (1409-1442), in einer prekären Situation: Die hochschwangere Herrscherin musste nicht nur ihre Herrschaftsrechte und ihre Stellung als Regentin-Witwe verteidigen, sondern auch im Königreich Ungarn der Opposition, angeführt von Polenkönig Wladislaus IV. Jagiello (1424-1444), entgegentreten. Ladislaus Postumus' Geburt im Februar 1440 beschleunigte die Ereignisse: Elisabeth entwendete mithilfe ihrer Kammerfrau Helene Kottannerin aus der versiegelten Kammer der Blindenburger Festung die Krönungsinsignien und organisierte die Krönung ihres minderjährigen Sohnes. Die detailreiche Schilderung dieser abenteuerlichen Episode ist ausschließlich Kottannerins Erzählung zu verdanken, die als *textus unicus* in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien erhalten ist.

Die vorliegende Publikation von Julia Burkhardt und Christina Lutter hat sich zum Ziel gesetzt, den Text von Kottannerins „Denkwürdigkeiten“ einem breiteren Publikum zugänglich zu machen sowie die Erkenntnisse über die Autorin, ihr Werk und ihre Zeit auf den aktuellen Stand zu bringen. Das Buch besteht aus drei Teilen: dem Vorwort („Wegweiser durch das Buch“), dem in modernes Deutsch übertragenen Quelltext und einem Kommentar („Wer, Was, Wo? Der Bericht der Helene Kottannerin in seiner Zeit“). Der wesentlichste Teil dieser Veröffentlichung ist der in die moderne Sprache übertragene Text. Diese lobenswerte Initiative schließt ein langjähriges Desiderat der deutschsprachigen Mediävistik ab.

Da die in Frühneuhochdeutsch geschriebene Fassung relativ komplex ist, mussten sich die Autorinnen mit zahlreichen editorischen, linguistischen und kulturhistorischen Fragen auseinandersetzen. Um die Lektüre zu vereinfachen, strukturierten sie den Text mit Überschriften. Obwohl die „Denkwürdigkeiten“ nur einen kurzen Zeitabschnitt (1439-1440) dokumentieren, wimmeln sie von Orten und Personen, die sich anhand der Nennungen im Originaltext manchmal nur schwer identifizieren lassen. Die Frage der Ortsnamen ist dank einer übersichtlichen Konkordanz im Anhang (S. 182f.) mit Bedacht gelöst. Der neuralgische Punkt dieser *editio minor* sind die Anthroponyma, d.h. die Personenidentifizierung. Die Autorinnen stützten sich dabei größtenteils auf Károly Mollays Vorarbeiten aus den

1960er und 1970er Jahren.¹ Einige Personen lassen sich z.T. anhand von Pál Engels genealogischen Tabellen² oder der modernen Fachliteratur identifizieren (z.B. S. 38 Herr Szmikoczky = Jan Šmikovský von Žďár).³ Darüber hinaus oszilliert die Transkription von Adelsprädikaten und „Familiennamen“ zwischen dem deutschen und ungarischen Usus (Ladislaus von Gara, aber Matko Tallóci). Manchmal sind die beiden sogar zusammengefügt (Emmerich von Pálóci statt von Pálóc oder Pálóci) oder der ungarische Name blieb in eingedeutschter Form ohne Hinweis im Personenverzeichnis (Laurenz von Heidenreichsturn statt Laurenz Hédervári). Den Autorinnen ist es gelungen, dem Leser eine moderne, gut lesbare Fassung zur Verfügung zu stellen, die den authentischen Charakter des Textes respektiert. Sie haben sich jedoch dabei im zentraleuropäischen Namenlabyrinth etwas verloren.

Im anschließenden Kommentar bemühen sich Burkhardt und Lutter, die Fragen nach der Herkunft und Wirkung der Autorin zu beantworten. Sie fassen die Vorgeschichte sowie die von Kottannerin geschilderte Geschichte knapp zusammen. Sie setzen Kottannerins Person in die breiteren kulturgeschichtlichen, sozialen und geographischen Kontexte anhand des aktuellen Forschungsstands. Jeder im Quelltext erwähnte Aspekt wird separat behandelt, wie z.B. Orte, Raum und Reisen im spätmittelalterlichen Zentraleuropa, Herrschaftshandeln, Frömmigkeit oder Leben bei Hof. Der wesentliche Teil thematisiert Kottannerins (um 1400 - um 1477) Leben vor ihrer Ankunft in Wien, ihre Rolle am Hof als Kammerfrau und Erzieherin (seit ca. 1436) sowie ihr Schicksal nach dem Tod der Königin Elisabeth. Der Hauptfokus liegt auf ihrem Werk. Die Autorinnen liefern zuerst eine knappe kodikologische Beschreibung des Papierfragmentes. Sie vermuten, dass es sich um eine zeitgleiche Abschrift handelt, die vermutlich durch eine andere Hand nachträglich korrigiert wurde. Das Entstehungsdatum lässt sich anhand der Hinweise im Text auf *post* 1442 (Tod Elisabeths) und *post* 1444/1445 (Tod Wladislaus' von Polen und Anerkennung von Ladislaus' Thronanspruch in Ungarn), ggf. um 1452 (Schenkung des Dorfes Kisfalud), feststellen. Sie widerlegen die ältere These, dass die abgekürzten Personennamen die damaligen Mithelfer und Elisabeths Unterstützer schützen sollten, und argumentieren anhand der kodikologischen Angaben, dass es sich vermutlich um eine Konzeptvorlage handelt. Die Frage nach dem Sinn und Zweck lässt sich nicht vollständig beantworten. Die Autorinnen liefern eine plausible Argumentation: Kottannerin als Anhängerin von Ladislaus Postumus wollte wahrscheinlich seine Legitimität unterstreichen und die Rolle seines Vormunds Albrecht VI. hervorheben. Ihr Werk ist primär für Ladislaus' Anhänger bestimmt. Ein weiteres Motiv wäre persönlicher Natur; Kottannerin wollte ihre Verdienste um die königliche Familie schriftlich festhalten, sodass dieser Text zum Selbstzeugnis wurde. Das letzte Kapitel „Helene Kottannerin in der Forschung“ fasst den bisherigen Forschungsstand übersichtlich zusammen.

- 1 MOLLAY, Károly, Kottaner Jánosné emlékirata. A legrégibb német női memoár (1439-1440) [Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. Die ältesten Frauenmemoiren], in: Soproni szemle 19 (1965), S. 323-329; DERS., Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin, in: Arrabona 7 (1965), S. 237-296; DERS., Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin (1439-1440), Wien 1971.
- 2 ENGEL, Pál, Magyarország világi archontológiája (1301-1437) [Weltliche Archontologie Ungarns], 2 Bde., Budapest, 1996 auch als CD-ROM, Budapest 2001.
- 3 Vgl. DVORÁKOVÁ, Daniela, Pod vládou ženy [Unter der Frauenregierung], Budmerice 2021, S. 154.

Das Buch bietet nicht nur dem Fachpublikum, sondern auch einer breiteren Öffentlichkeit Einblicke in das Geschehen des zentraleuropäischen 15. Jahrhunderts, das von dynastischen Krisen, osmanischen Eingriffen und sozial-politischem Wandel geprägt war. Anhand einer Quelle liefert diese Veröffentlichung ein buntes Spektrum von geopolitischen, kulturhistorischen, genderspezifischen und sozialen Themen, die den mitteleuropäischen Donauraum prägten. Die angekündigte kritische Edition von Kottannerins „Denkwürdigkeiten“ wird ungeduldig erwartet.

Anna Jagoš

Marie-Elisabeth HENNEAU, Corinne MARCHAL, Julie PIRONT (dir.), *Entre ciel et terre. Œuvres et résistances de femmes de Gênes à Liège (X^e-XVIII^e siècle) (Rencontres, 574 / Série histoire religieuse, 6), Paris : Classiques Garnier, 2023 ; 1105 p. ; ISBN 978-2406145011 ; 29 €.*

Entre ciel et terre est le résultat des recherches menées dans le cadre de l'un des axes du projet international Lodocat (Chrétientés lotharingiennes Dorsale catholique IX^e-XVIII^e siècles) conduit entre 2015 et 2018. Quatre colloques interdisciplinaires organisés à Arras, Luxembourg, Besançon et Liège ont réuni une trentaine de spécialistes de l'histoire religieuse médiévale et moderne pour questionner la pertinence d'un concept forgé par René Tavenaux en 1972, la « Dorsale catholique ». Depuis la fin du XX^e siècle, de nombreux travaux avaient en effet contribué à illustrer le constat de cette vitalité religieuse située le long de l'axe géographique épousant les contours de l'ancien couloir lotharingien en pointant ponctuellement la densité de l'implantation de congrégations religieuses investies dans les œuvres de rénovation et Contre-Réforme catholiques. Enrichis des *Women et Gender studies* depuis la fin des années 90, ils suggéraient aussi l'implication notoire des femmes dans ces entreprises depuis le Moyen Âge. Toutes ces recherches encore éparées posaient en filigrane l'hypothèse d'une originalité combative catholique (féminine) le long de cette frontière établie aux portes du protestantisme. Restait à l'interroger au moyen d'outils et d'échelles chronologiques et géographiques adaptés, facilités par la coopération de sept unités de recherches (Université d'Artois, Université de Liège, Université du Luxembourg, Université de Franche-Comté, Université de Lyon, Université de Savoie Mont-Blanc, Université de Milan). Le résultat est la synthèse exhaustive et inédite d'une approche transrégionale, diachronique et genrée de l'engagement religieux féminin le long de cet « axe de catholicité » entre les 10^e et 18^e siècle.

L'ouvrage, scindé en quatre parties indépendantes, mais complémentaires, est le résultat de la compilation savamment pensée des communications présentées dans le cadre des travaux de l'axe *Engagement des religieuses*. Les 1.014 pages de texte ont en effet été agencées selon une logique thématique calquée sur l'argumentaire des quatre rencontres internationales, mais remaniées pour assurer la cohérence du propos : la trame du livre ne reflète ainsi nullement l'agenda du projet, mais adopte au contraire la logique de l'objet historique appréhendé. Sont dès lors successivement abordées l'implantation des congrégations religieuses féminines (en étudiant les

profils individuels et communautaires des religieuses) – les réseaux dans lesquels s’inscrivent et auxquels recourent ces femmes –, les pratiques de l’écrit en milieu conventuel féminin et, enfin, les interactions entre hommes et femmes dans une Église à connotation masculine. Des introductions et conclusions accompagnent chaque transition thématique. Il est d’ailleurs envisageable d’opter pour une lecture fractionnée sans perdre l’intelligibilité du propos : des renvois et rappels utiles entre chapitres sont constamment opérés.

Avant d’en venir aux principaux résultats de l’enquête, notons d’entrée de jeu deux limites que regrettent elles-mêmes les directrices de l’ouvrage : d’une part, le Moyen Âge est très peu représenté (seules quatre contributions sur les 43) au profit de l’ère post-tridentine (le 17^e siècle surtout). D’autre part, les régions septentrionales de la Dorsale (particulièrement les Pays-Bas, la principauté de Liège, la Franche-Comté et la Lorraine) ont particulièrement retenu l’attention des chercheurs au détriment des régions méridionales.

Cette publication permet tout d’abord de réitérer le constat d’un engagement féminin particulièrement vivace au sein de cet espace, mais cette fois-ci à la lumière des résultats collectés pour de nombreux ordres très différents les uns des autres (tant réguliers que séculiers). L’une des forces du livre réside sans doute dans la richesse documentaire convoquée pour faire l’histoire des femmes en religion : les archives émanant de la machine ecclésiastique ont été étendues aux témoignages du monde civil pour visibiliser les témoins absents des documents officiels. Plus encore, le livre fait la lumière sur des sources inédites concernant des congrégations bien couvertes par l’historiographie et des ordres encore assez méconnus. Les milieux conventuels féminins se distinguent aussi comme grands producteurs d’ego-documents mêlant récits d’expériences spirituelles individuelles (Catherine de Gueldre, Madeleine de France) et collectives, en dépit d’un impératif catholique prônant le renoncement de soi : le récit du siège de Pontarlier en 1639 témoigne du poids des réalités sur un discours faisant fi des conventions.

Les études ont pu démontrer que la vitalité de l’engagement féminin ne relevait absolument pas de stratégies planifiées ou concertées qui seraient spécifiques à la Dorsale catholique. Elle serait surtout dictée et influencée par des circonstances locales associées à un pragmatisme de terrain. Julie Piront démontre par exemple que les réseaux personnels des religieuses (présence de parents et liens avec des leviers de la cour) et des circonstances politiques favorables (autorité des archiducs favorables aux réformes catholiques) justifient la densité de couvents féminins dans la ville de Mons au 17^e siècle. La proximité particulière d’une altérité protestante serait aussi susceptible d’expliquer le dynamisme singulier de la Dorsale. L’argument d’une « société en frontière » avancé par Bertrand Marceau dans le cas des cisterciennes y fait écho. Seule une contre-cartographie protestante, encore manquante, pourrait déterminer son influence réelle.

Plusieurs contributions ont révélé l’existence de modèles de catholicités alternatives concurrentes au sein des territoires de la Dorsale. La thèse d’une reconquête uniforme ignore en effet l’empreinte d’ordres qui, défiant les prescriptions tridentines, ont

su, en mobilisant les bons leviers humains et en démontrant leur utilité, suggérer d'autres méthodes plus adaptées aux besoins locaux pour mener leur reconquête catholique. Le cas des Jésuitesses désapprouvées pour leurs pratiques hétérodoxes par Rome, délaissées par l'archiduchesse Isabelle, mais soutenues par les pouvoirs ecclésiastiques locaux est particulièrement révélateur des visées qui ont pu opposer des contextes situés aux deux pôles de la Dorsale. Les chapitres voués aux chanoinesses nobles, aux Dames de la Purification et aux mystiques illustrent aussi la résistance active des femmes aux tentatives romaines d'uniformisation pour défendre l'identité de leur ordre et vivre une spiritualité conforme à leurs statuts et/ou à leurs attentes personnels.

Enfin, si le prisme généré à travers la notion essentielle d'*agentivité* concourt substantiellement à expliquer l'empreinte durable d'entreprises féminines dans un monde ecclésial masculin, les chercheurs insistent également sur la nécessité de dépasser ce schéma binaire pour prendre la mesure des facteurs politiques, psychologiques ou affectifs. Les relations hommes/femmes ne se conçoivent pas uniquement dans un simple rapport de domination, mais témoignent d'agencements multiples : nombreuses situations de coopération se sont avérées primordiales, davantage pour des religieuses astreintes à la clôture. L'affaire d'une sépulcrine de Mariembourg, accusée de relations charnelles avec son amant, éclaire bien ces imbrications. Dans tous les cas évoqués, il apparaît que les religieuses ont su faire preuve de clairvoyance pour défendre leur place en dépit de contraintes évidentes en maîtrisant l'art du discours, en mobilisant leurs réseaux personnels et en connaissant ou suscitant les outils juridiques essentiels à leur démarche.

Les trois dossiers luxembourgeois, proposés par Marie-Cécile Charles, prouvent à quel point les ecclésiastiques ont vu en leurs homologues féminines des alliées dignes de contribuer au succès de la Contre-Réforme au Luxembourg à des périodes clés de son histoire religieuse. Les écrits historiques de dominicaines, clarisses urbanistes et cisterciennes parcourus indiquent également qu'elles ont su s'en faire les maîtresses par le mouvement d'une plume pérennisant et légitimant leur ferveur et leur combat singuliers.

Lison Vercammen

Sylvène ÉDOUARD (dir.), Saintetés politiques du IXe au XVIIIe siècle. Autour de la Lotharingie-Dorsale catholique (Rencontres, 435, Série Histoire religieuse, 1), Paris : Classiques Garnier, 2020 ; 293 p. ; ISBN 978-2-406-09648-1, 29 €.

Stefano SIMIZ (dir.), Prêcher dans les espaces lotharingiens XIIIe – XIXe siècles (Rencontres, 474, Série Histoire religieuse, 2), Paris : Classiques Garnier, 2020 ; 263 p. ; ISBN 978-2-406-08975-9, 23 €.

Catherine GUYON / Yves KRUMACHER / Bruno MAES (dir.), Une piété lotharingienne. Foi publique, foi intériorisée (XIIe – XVIIIe siècles) (Rencontres, 530, Série Histoire religieuse, 4), Paris : Classiques Garnier, 2022 ; 357 p. ; ISBN 978-2-406-12216-6, 32 €.

Hérolf PETTIAU / Anne WAGNER (dir.), L'Évêque contesté. Les résistances à l'autorité épiscopale des Pays-Bas à l'Italie du Nord (Rencontres, 557, Série Histoire religieuse, 5), Paris : Classiques Garnier, 2023 ; 249 p. ; ISBN 978-2-406-13356-8, 25 €.

Voici quatre (autres) volumes édités dans le cadre du programme de l'Agence Nationale (française) de Recherche dénommé « LODOCAT, Chrétienté lotharingienne - Dorsale catholique, IX^e – XVIII^e siècles ». Réunissant plusieurs centres universitaires de France, de Belgique, du Luxembourg et d'Italie, l'ambition de LODOCAT était d'étudier, d'analyser et de comparer les spécificités religieuses d'un vaste ensemble territorial appelé « Lotharingie », les « pays d'entre-deux » médiévaux allant de la mer du Nord à la Savoie et au Milanais. Les travaux et échanges visaient à interroger la notion même de « dorsale catholique » forgé par l'historien lorrain René Tavenaux (cf. supra le compte-rendu que Lison Vercammen consacre à un autre ouvrage issu du programme de recherche LODOCAT). En réalité, les nombreuses publications qui en découlent confirment que cette notion doit être nuancée, voire remise en question, à l'aune des recherches pendant les dernières décennies ou toujours en cours.

Des saints politiquement utiles

Un premier volume consacré aux saints met en scène les enjeux de sacralité en rapport avec leurs usages politiques. Une série de saints patrons, saints dynastiques et pèlerinages mariaux sont ainsi passés en revue, dans un temps long, du 9^e au 18^e siècle, et dans cet espace privilégié de la « dorsale catholique ». Depuis le milieu du 16^e siècle, cet ensemble territorial est marqué par la prégnance de modèles religieux et symboliques venus d'Espagne, liés à la dynastie des Habsbourg. Ils font office, sinon de facteurs d'unification spirituelle, au moins de liens de parenté.

Les quatorze contributions de l'ouvrage montrent combien la sainteté dépasse à l'époque moderne la sphère religieuse. Elle revêt des dimensions politiques fort utiles, contribuant à asseoir la légitimité du pouvoir par le recours à des leviers religieux. L'idéal de la sainteté permet dès lors au politique de favoriser et de soutenir une certaine forme de cohésion. L'image de saint Louis, célébré depuis l'avènement d'Henri IV, incarne cette mobilisation politico-religieuse en France (Géraldine Lavieille).

Les patronages de saints et les pratiques de vénération permettent d'ailleurs d'étudier les changements politiques, par exemple en Bourgogne et en Aquitaine, du 9^e au 12^e siècle (Sébastien Fray). Au moyen âge, une série de saints génèrent et soutiennent des revendications politiques, tantôt par les évêques de Toul (Anne Wagner), tantôt par l'église de Belley dans l'exaltation de la mémoire locale (Marie-Céline Isaïa), tantôt par les Dauphins avec l'invocation de saint Antoine l'Égyptien (Julie Dhondt). Et si la sainteté n'arrive pas à s'imposer, comme lors de l'échec de la canonisation du vénérable Alessandro Ceva (1538-1632) en Savoie, il faut souvent l'imputer à des facteurs politiques (Paolo Cozzo).

Aux 16^e et 17^e siècles, les villes aussi utilisent « leurs » saints à des fins politiques : à Lyon, Metz ou Toulouse, diverses reliques participent à la consolidation des identités urbaines (Nicolas Guyard) ; à Tolède, les translations de saints patrons témoignent d'une programmation presque téléologique de l'*Hispania* (Sylvène Édouard) ; à Louvain, au monastère des Carmes Déchaussés, on réécrit l'histoire de saint Albert en miroir de l'Archiduc Albert d'Autriche (Luc Duerloo) ; à Nancy, la relique de Charles Borromée confirme, voire renforce la présence des Lombards en Lorraine (Marie Lezowski).

Le culte marial est un autre réservoir de sainteté instrumentalisée : les pèlerinages présidés par le roi de France aux postes frontières du royaume, comme au sanctuaire Notre-Dame de Liesse près de Reims, exercent une charge symbolique très forte pour unifier le territoire et sa population (Bruno Maes). Au 17^e siècle, la Vierge devient la protectrice attirée de régions entières en vertu de vœux solennels prononcés par d'innombrables villes, régions et royaumes, tels la France, le Saint-Empire, le Portugal, la Pologne-Lituanie (... et le Luxembourg). Or, contrairement aux saints, qui sont souvent liés à l'histoire locale ou nationale, Marie n'a jamais foulé le sol européen... Elle n'a pas non plus laissé de reliques (Nicolas Balzamo).

L'article de Balzamo est fort intéressant, entre autres parce qu'il permet de recontextualiser le cas de Notre-Dame de Luxembourg, Consolatrice des Affligés. Même si elle n'est traitée que de manière indirecte dans l'ouvrage, sa vénération relève aussi d'une forme d'instrumentalisation politico-religieuse. Invoquée à Luxembourg sur les remparts extérieurs de la ville et élevée au rang de protectrice de la ville, puis du duché, la Vierge acquiert un rôle de rempart intérieur en Franche-Comté dans le contexte de tensions avec les territoires protestants voisins, aux côtés d'autres dévotions, telles celles au Christ, à saint André ou à saint Claude (Jean-François Ryon). Dans certaines régions, des concurrences existent, comme en Lorraine, entre saint Nicolas et la Vierge ; mais c'est à cette dernière que les villes et les foules dédient principalement leurs prières (Philippe Martin).

Une pastorale de la prédication

Le deuxième volume de cette série pose la question de la prédication et de ses discours dans les espaces de frontières. En d'autres termes, les auteurs interrogent l'« *art oratoire des confins* » (Stefano Simiz). On est saisi par la quantité de prédicateurs, par les tensions et les affrontements sous-jacents, même si les cas évoqués ne se limitent pas au seul espace lotharingien : « *l'unité de la Lotharingie-dorsale catholique*, conclut Frédéric Meyer, *n'en ressort néanmoins pas forcément évidente* » (p. 244). Le questionnement se fait, à nouveau, dans la longue durée, du 15^e au 19^e siècle.

Une grande partie des contributions interrogent les sources de la prédication elle-même, pour mettre en lumière, entre autres, les activités des prédicateurs dans la Savoie du 15^e siècle (Laura Gaffuri), la parole des minorités protestante et juive au tournant des 18^e et 19^e siècles (Céline Borello), les textes à l'origine de la chasse aux sorcières dans les mouvements réformateurs mendiants au 15^e siècle (Ludovic Vallet), le couvent milanais de l'ordre de la Visitation aux 18^e et 19^e siècles (Daniela Sora), les prédications politiquement éloquentes liées aux révolutions italiennes de 1848 (Ignazio Veca).

Des prédicateurs sont aussi remis sur le devant de la scène, tel le Lorrain François Humblot au 17^e siècle (Fabienne Henryot), ou André Valladier qui affirme les droits de la souveraineté française sur Metz (Julien Léonard), ou encore la figure atypique de Hyacinthe Loyson au 19^e siècle qui tient un discours syncrétique (Sarah Scholl). Enfin, les prédications sont envisagées d'un point de vue matériel. Ainsi, les chaires de vérité incarneraient un modèle typique à l'espace des Pays-Bas méridionaux, la partie septentrionale de la fameuse « dorsale catholique » (Philippe Martin).

Cet intéressant volume ne concerne pas directement la prédication ou les espaces de prédication dans l'ancien duché de Luxembourg. Il offre néanmoins des pistes fort intéressantes pour réaliser de futures explorations et comparaisons, tant la question des « confins » et d'un éventuel « particularisme » local se pose pour l'histoire de cette « périphérie ». Que l'on pense, par exemple, au prédicateur français Bernard de Montgaillard, devenu abbé d'Orval, dont l'art oratoire a laissé quelques traces, dont sa contribution aux funérailles de l'Archiduc Albert. D'autres prédicateurs « luxembourgeois », des jésuites surtout, ont activement participé à l'affirmation d'une certaine culture religieuse locale, notamment autour de Notre-Dame de Luxembourg. Ces sujets pourraient faire l'objet de recherches approfondies pendant les années à venir.

Une piété spécifique ?

La piété « lotharingienne » existe-t-elle ? Et si oui, quelles sont ses caractéristiques ? Cette interrogation est posée, tant par les éditeurs du volume (Catherine Guyon, Yves Krumenacker et Bruno Maes) que par Philippe Martin, auteur des conclusions de ce troisième ouvrage qui rassemble les contributions d'un colloque organisé à Lyon en 2017. L'espace lotharingien est traversé par des particularités, notamment géographiques, qui influent sur le statut politique de ses territoires et conditionnent la circulation des idées et des dévotions. Mais, dès le moyen âge, la diffusion des récits et des objets à très grande échelle complexifie l'analyse d'un espace isolé, voire le rend impossible. C'est le cas de celle des hosties miraculeuses des Flandres vers l'Italie du Nord (François Wallerich).

Si'il y a des caractères « communs » à la piété dite « lotharingienne », il faut assurément les chercher dans une forme de christocentrisme, la vénération de reliques, les groupes sculptés de la Passion ou de la Mise au Tombeau, la dévotion eucharistique, le culte de l'Enfant Jésus, et, *last but not least*, la spiritualité mariale aux accents particuliers. Dans le temps long qui est ici étudié (du 12^e au 18^e siècle), il y a une période de 150 ans, de la fin du 15^e au début du 17^e, où une « *spiritualité commune a irrigué notre axe* », d'abord avec Marguerite d'Autriche, ensuite avec les archiducs Albert et Isabelle. Ces derniers ont diffusé, à partir de Bruxelles, de nouvelles formes de vénération dans une partie de l'espace lotharingien, dans des régions où « *ils pensent jouer leur avenir politique* » (Philippe Martin, p. 295-296).

Les auteurs de l'introduction et de la conclusion de l'ouvrage le reconnaissent : identifier à tout prix une spiritualité commune, sur plusieurs siècles et pour toute la Lotharingie, serait une tautologie. Au fond, les travaux montrent principalement que « *cette zone est un excellent observatoire pour voir comment les fidèles vivent leur foi* » (p. 295-297).

À cet égard, le volume s'inscrit dans une nouvelle tendance historiographique tout à fait passionnante, qui étudie l'histoire du christianisme au-delà de questions purement institutionnelles et/ou théologiques, et qui relève de la « sociologie » des religions. Une sociologie religieuse dans la « longue durée », en quelque sorte.

Quatorze contributions émaillent l'ouvrage ; quatre d'entre elles traitent de la vénération mariale. Les représentations de la Vierge sont analysées pour la Franche-Comté, avec des influences venues de l'extérieur, Notre-Dame de Montaigu ou Notre-Dame d'Einsiedeln *versus* Notre-Dame Libératrice, des expressions de piété apparues pour rassurer la population comtoise horrifiée par la guerre (Jean-François Ryon et Sylvie de Vesvrotte). Une comparaison des corpus de légendes liés aux fondations de sanctuaires mariaux, avec leurs différents « *modes d'occultation* » par rapport aux conditions proprement matérielles des statues vénérées, est proposée pour la Lorraine, la Franche-Comté, la Savoie, le Piémont, la France et la Sicile (Nicolas Balzamo).

Notre-Dame de Luxembourg, Consolatrice des Affligés, a bien sûr une place de choix dans cette évocation de la vénération mariale à travers une excellente synthèse qui aborde entre autres le rôle des autorités politiques dans la célébration de l'Octave, les influences d'autres lieux mariaux, la diffusion dans le duché de Luxembourg, mais aussi dans les territoires limitrophes (Isabelle Bernard-Lesceux). Spiritualité mariale, prescriptions du concile de Trente en termes de piété, rôle des jésuites et renouveau des pèlerinages vont de pair au 17^e siècle. Ce phénomène s'accompagne de la multiplication et du succès des livrets de pèlerinage, des accessoires spirituels conçus comme un « outil d'apostolat », favorisant « les temps d'oraison » (Bruno Maes).

Le temps et l'esprit de la Contre-Réforme sont au cœur de l'ouvrage consacré à la « piété lotharingienne ». Il y est question de la fondation de Charleville par Charles de Gonzague en 1606, face à Sedan la protestante (Claude Grimmer). L'image de la religieuse qui permet de modeler la société à l'aune d'une morale catholique très stricte, à l'opposé de celles de la sorcière et de l'hérétique, y est aussi mise en avant (Ghislain Tranié). Les discours et l'esprit de croisade qui sont mobilisés pour rendre compte des guerres aux frontières austro-ottomanes, aux confins de la chrétienté, y sont enfin analysés (Özkan Bardakçi).

Le Christ est bien sûr un vecteur fondamental de piété, tantôt par l'intermédiaire de mises au tombeau, des groupes statuaire à l'iconographie spécifique (Anne Adrian et Magali Briat-Philippe), tantôt comme levier d'identités politiques, par exemple avec le culte de la Passion dans l'ancien marquisat de Saluces conquis par le duché de Savoie à la fin du 16^e siècle (Paolo Cozzo), tantôt comme l'expression d'une religiosité personnelle – celle de Marguerite d'Autriche à Chambéry autour du Suaire. La spiritualité centrée sur cette relique gagne peu à peu d'autres cités confrontées à des crises multiples, jusqu'à en disséminer des copies (Nicolas Sarzeaud).

Enfin, l'espace lotharingien est marqué par d'autres saints à l'importance transrégionale. Saint Nicolas de Myre, le fameux saint patron des enfants, s'est affirmé dans le Nord peu avant la Réforme, alors qu'au Sud il a été concurrencé par Bernard de Menthon, Nicolas de Flue ou Nicolas de Talentin (Catherine Guyon).

La vénération de sainte Agathe, une martyre du 3^e siècle, dont les seins ont été arrachés par les bourreaux, s'est diffusée à partir de Catane en Sicile vers l'espace lotharingien à partir du 13^e siècle, par l'intermédiaire de marchands italiens et par association avec les compagnes de sainte Ursule de Cologne. Son martyre épouvantable inspire les artistes post-tridentins, par exemple, dans le duché de Luxembourg, le frère Abraham de l'abbaye d'Orval, auteur d'une œuvre saisissante à l'église de Longuyon (Frédéric Tixier).

L'autorité épiscopale en question

Des quatre volumes présentés, celui sur l'évêque contesté, des Pays-Bas à l'Italie du Nord, est le plus ancré dans l'époque médiévale. Il est le fruit d'un colloque organisé par l'équipe de l'Université du Luxembourg en 2015. Les auteurs de l'introduction expliquent l'importance de ne pas s'enfermer dans une « *image monolithique* » de l'évêque pour pouvoir saisir la nature et l'amplitude des contestations. Il faut toujours prendre en considération la conjoncture, analyser la compétition entre différents modèles épiscopaux et étudier les modes de désignation des évêques. Du point de vue contextuel, la réforme grégorienne apporte évidemment son lot de changements. Il en va de même du recentrement spirituel préconisé par le concile de Trente : l'impopularité d'un évêque peut alors découler de l'incompréhension des fidèles « *déstabilisés par une action pastorale novatrice* » (Anne Wagner, Hérold Pettiau, Frédéric Meyer, p. 8-9 et 17).

Au moyen âge, l'image du « mauvais évêque » est parfois perpétuée par des récits postérieurs au ministère de la personne visée, voire reprise par les historiens. C'est le cas de Manassès I^{er}, archevêque déposé de Reims au 11^e siècle, dont la perception est en fait meilleure de son vivant qu'à postériori (John S. Ott). Le cas de Renaud de Bar, évêque de Metz au début du 14^e siècle, est intéressant en termes de fabrication d'une image négative (tel un « *évêque rapace, injuste et semant la discorde et violence militaire et spirituelle* »). Celle-ci est finalement corrigée dans un revirement politique et diplomatique autour d'une réconciliation, sous le regard du pape, des familles de Bar et de Luxembourg. Ce changement est répercuté dans l'historiographie messine et lorraine (Michel Margue, p. 105).

La question de la « perception » de l'évêque et de son action transparaît dans les textes d'origine épiscopale ou monastique sur les évêques de Toul. On peut y déceler les effets de la réforme grégorienne sur des prélats accusés de dilapider des biens d'Eglise ou, pire encore, de simonie (Anne Wagner). Dans le diocèse de Cambrai-Arras, les « *Gesta Galcheri* » traduisent l'histoire des évêques au début du 12^e siècle : ce dossier d'une grande richesse illustre la portée de la réforme grégorienne et permet d'étudier les arguments d'un important « écrit de combat », même s'il n'atteint qu'une audience limitée à son époque (Nicolas Ruffini-Ronzani). Dans les « *Gesta Treverorum* » du 15^e siècle, il est surtout reproché aux archevêques de Trèves d'être de mauvais princes, trop autoritaires, et de piètres gestionnaires, leurs qualités pastorales étant passées sous silence (Christine Barralis).

Pour cette galerie des évêques contestés, d'autres sources s'avèrent très utiles : toute une littérature (chansons de geste, farces, etc.) produite entre le 12^e et le milieu du 16^e siècle évoque, entre autres, la crosse de l'évêque sur un ton badin. Attribut

majeur de la dignité épiscopale, l'objet permet de critiquer facilement les dignitaires accusés d'incurie ou de simonie ; la forme en crochet de la crosse s'y prête tout particulièrement (Esther Dehoux). Pour l'évêché d'Utrecht, des archives de procès produites dans le cadre du concile de Bâle éclairent sur les arguments utilisés par les différentes parties pour déclarer l'indignité épiscopale de candidats potentiels (incapacité juridique ; accusations d'ordre criminel) *versus* les qualités attendues de la part d'un évêque (sagesse, sobriété, savoir) (Émilie Rosenblieh).

À l'époque moderne, de nouveaux paradigmes se mettent en place avec l'émergence de nouveaux modèles pastoraux dans les Réformes protestantes, puis la redéfinition du rôle des évêques par la Contre-Réforme catholique. La coexistence confessionnelle est un élément neuf en Europe, par exemple dans une ville comme Maastricht, située en marge de la « dorsale catholique » et marquée par des identités politiques complexes. Les critiques émises contre les évêques catholiques proviennent en premier lieu de l'Église réformée, ce dont témoignent notamment les écrits polémiques du pasteur Samuel Des Marets à l'époque de la guerre de Trente ans (Julien Léonard).

Mais un autre type de contestation se fait jour à travers ces portraits d'évêques : celle de l'évêque catholique réformateur au 17^e siècle qui cherche à appliquer les décrets tridentins. La réforme catholique s'imprime par des actes d'autorité ecclésiastique qui ne tiennent pas compte des réactions des diocésains, beaucoup d'évêques ayant le sentiment « *que leur tâche était à vivre comme une forme de Passion* » (Frédéric Meyer, p. 178). Certains restent cependant plus politiques que pastoraux : Pietro Secondo Radicati, un ancien militaire, évêque du diocèse de Casale au début du 18^e siècle, est d'ailleurs en conflit majeur avec la cour de Savoie autour de questions de pouvoir très profanes (Paolo Cozzo).

Sous forme de clin d'œil à l'histoire, les conclusions du livre font le parallèle avec l'époque contemporaine et les critiques actuelles contre des évêques allemands jugés pour leur train de vie luxueux ou pour les fautes commises dans les affaires d'abus sexuels perpétrés par le clergé (Steffen Patzold).

Ces quatre ouvrages apportent donc un lot riche et diversifié de contributions qui renouvellent l'histoire religieuse de l'espace lotharingien. Ils sont le fruit de divers colloques organisés dans le cadre d'une remarquable et fort efficace fédération de chercheurs autour du projet LODOCAT. Ces spécialistes se situent dans une démarche de comparaison, scientifiquement opportune, pour tirer des enseignements généraux pour l'ensemble de la « dorsale catholique ». Néanmoins, les spécificités de celle-ci restent, de l'avis de ces auteurs eux-mêmes, ou en tout cas de beaucoup d'entre eux, assez floues, à la fois difficiles à identifier et impossibles à limiter à des territoires particuliers. Il n'en demeure pas moins que ces nombreux travaux sur la « dorsale catholique » en « Lotharingie », entre le moyen-âge et la fin de l'époque moderne, contribuent sensiblement au renouveau de l'histoire des croyances et des pratiques religieuses de toute une région et de ses populations. Ils ne pourront qu'enrichir les recherches futures, notamment sur le comté/duché de Luxembourg et ses particularités en termes de piété et de spiritualité.

Monique Weis

Shaaf MILANI-NIA, Martin UHRMACHER (Hg.), Mansfeld revisited. L'ancien château „La Fontaine“ et son parc à Luxembourg-Clausen. État de la recherche, comparaison internationale et perspectives d'avenir = Das ehemalige Schloss „La Fontaine“ und sein Park in Luxemburg-Clausen. Forschungsstand, internationaler Vergleich und Zukunftsperspektiven, Luxemburg: Ville de Luxembourg/Université du Luxembourg, 2023; 253 S.; ISBN 978-99959-0-869-0; 52 €.

Der auf den ersten Blick etwas barock erscheinende Titel der vorliegenden Dokumentation einer Tagung, die Anfang 2022 stattgefunden hat, ist dem Gegenstand durchaus angemessen: den beeindruckenden Überresten des Renaissance-Schlusses „La Fontaine“ in Luxemburg-Clausen. Errichten ließ es ab 1570 Peter Ernst von Mansfeld (1517–1604), der in den Diensten des Königs von Spanien als wichtiger Militär und schließlich Gouverneur von Luxemburg stand. Lange Zeit war die Anlage, die nach dem Tod von Mansfeld nach und nach verfiel, in Vergessenheit geraten. Umso bedeutsamer sind die nun mehr als zwei Jahrzehnte andauernden Bemühungen um eine Aufarbeitung der Schlossgeschichte, vor allem in Form von bauarchäologischen Untersuchungen vor Ort, nachdem das Areal 2003 von der Stadt Luxemburg erworben wurde. Diese habe bedeutende Reste der Schloss- und Gartenanlage zum Vorschein gebracht, die die Frage aufgeworfen haben, wie mit dem ehemaligen Schlossareal denkmalpflegerisch und didaktisch umzugehen ist. Die nun erschienene Aufsatzsammlung bindet die meisten der auf der Tagung gehaltenen Vorträge in deutscher oder französischer Sprache jeweils mit Zusammenfassungen in diesen beiden Sprachen und in Englisch zusammen. Damit wird eine internationale Rezeption des wichtigen Sammelbandes befördert. Zudem werden die Diskussionen der einzelnen Sektionen in französischer Sprache zusammengefasst, wodurch auch die drei nicht zum Abdruck gekommenen Vorträge, die sich mit der Architektur von Schutzbauten, städtebaulichen Fragen großer Baudenkmäler am Beispiel von Trier und der Pflege frühneuzeitlicher Baudenkmäler im Saar-Lor-Lux-Raum beschäftigten, inhaltlich nachvollziehbar sind. Ein Orts- und Personenregister hilft, das ausgebreitete Material zu erschließen.

Der Band setzt sich aus zehn Aufsätzen zusammen, wobei vier der Beiträge sich schwerpunktmäßig mit dem Schloss „La Fontaine“ beschäftigen. Die sechs übrigen Beiträge behandeln grundsätzliche (garten-)denkmalpflegerische Fragestellungen oder Vergleichsbeispiele. Jean-Luc Mousset gibt einen konzisen Überblick über die Erforschung von Garten- und Schlossanlage „La Fontaine“ und benennt die aus seiner Sicht wichtigen Elemente des Kernbereichs, die es zukünftig in Wert zu setzen gilt. Die bisherigen Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen des Gartens und der dortigen hydraulischen Anlagen fasst Matthias Paulke zusammen. Über den Stand der Bauforschung berichten Thomas Lutgen und Nicole Graf, die den schlechten Bauzustand der Überreste des Schlosses und der dort später entstandenen kleinteiligen Wohnbebauung betonen. Es folgen zwei Aufsätze, die sich mit Fragen der Gartendenkmalpflege auf der Basis der Charta von Florenz und der Charta von Venedig (Ellen Brandenburger) beschäftigen sowie mit hydraulischen Anlagen von Schlossgärten um 1550 bis 1620 (Piet Lombaerde). In Letzterem werden mit Pratolino und Tivoli mögliche italienische Vorbilder für „La Fontaine“

benannt. Der jüngere Garten des Coudenberg-Palastes in Brüssel aus dem frühen 17. Jahrhundert wird deshalb näher erläutert, da sich hier Entwurfszeichnungen für die hydraulischen Anlagen erhalten haben. In Renaissance und Frühbarock liebte man Wasserspiele, deren technisches Raffinement für den Betrachter unsichtbar blieb. Somit schien das Wasser in den Brunnenanlagen sich wie von Geisterhand in Bewegung zu setzen, und damit kombinierte Automaten, wie beispielsweise Wasserorgeln, boten zusätzliche Lustbarkeiten für die höfische Gesellschaft. Marc Schoellen knüpft in seinem Beitrag zur Gartendenkmalpflege der Mansfeldanlage an die Überlegungen von Jean-Luc Mousset und Ellen Brandenburger an. Er betont die zahlreichen Zeitschichten, die sich auf der Anlage abgelagert haben. Diese gelte es alle zu respektieren. Eine Gesamtrekonstruktion käme allein deshalb nicht in Frage, da nur ein Teil der ehemaligen Anlage als Freifläche zur Verfügung stünde. Mit den ehemaligen Gärten aus der Zeit um 1635 im Park des Herzogs von Arenberg in Enghien in Belgien stellt Jean-Louis Vanden Eynde ein interessantes Beispiel für eine Teilrekonstruktion auf der Grundlage umfangreicher Voruntersuchungen dar. Gut mit den Herausforderungen in Luxemburg-Clausen vergleichbar ist das „Neugebäude“ in Wien, das Manfred Wehdorn in seinem Beitrag thematisiert. Das Schloss Neugebäude entstand ab 1569 als „Lustschloss“ mit umfangreichen Gartenanlagen für Kaiser Maximilian II., auf den möglicherweise auch der Entwurf zurückgeht. Der Bau war noch unvollendet, als der Kaiser 1576 verstarb. Sein Nachfolger Rudolf II. hatte nur wenig Interesse an dem Komplex, der somit nie fertiggestellt wurde. Im späten 18. Jahrhundert kam es sogar zu einem teilweisen Rückbau der Architektur. Seit den 1980er-Jahren gibt es Bemühungen um eine Revitalisierung der Anlage, die bisher aber nur in provisorischer Weise erfolgte. Weiterhin gibt es für dieses herausragende Zeugnis nordalpiner Renaissancearchitektur, wie es eben auch „La Fontaine“ ist, noch keine befriedigende Lösung für eine umfassende Inwertsetzung. Ein ähnliches Beispiel stellt der Hortus Palatinus in Heidelberg dar. Den diesbezüglichen Umgang erläutert Hartmut Troll im abschließenden Beitrag. Die Gartenanlagen des Heidelberger Schlosses wurden schon von den Zeitgenossen bewundert und sind durch eine Reihe historischer Ansichten dokumentiert. Der Wunsch, Teile der Anlage wiederherzustellen, konnte bisher aber nicht umgesetzt werden, da eine denkmalpflegerisch befriedigende Lösung immer noch aussteht, stehen sich doch hier das Gartenkunstwerk des Manierismus und die spätere Überprägung als romantisch rezipierter Landschaftsgarten konzeptionell gegenüber. Zuvor gibt Bruno Bentz aber noch Einblicke in die archäologischen Untersuchungen der Überreste der französischen Gartenanlagen in Marly (17. und 18. Jahrhundert) und in Noisy (16. Jahrhundert). Bentz geht es weniger um die Frage der möglichen Rekonstruktion aus dem archäologischen Befund heraus, als um die Aussagemöglichkeiten, die sich hier für vermeintlich gänzliche verschwundene Garten- und Schlossanlagen durch die Archäologie ergeben.

Eine Rekonstruktion von einzelnen Elementen des Renaissance-Gartens von „La Fontaine“ wird in den Beiträgen überwiegend als eher problematisch angesehen. Favorisiert wird die Herausstellung der Überreste mit einer didaktischen Vermittlung. Das ist sicher der Weg mit den größeren Herausforderungen. Vor allem ist die Problematik der dauerhaften Sicherung der freigelegten Reste etwa der Brunnenanlagen zu bedenken. (Teil-)Rekonstruktionen können auch die Aufgabe

übernehmen, die historischen Bauteile besser zu konservieren, als das häufig bei Schutzbauten der Fall ist. Hier dürfte die durch den Band dokumentierte Diskussion noch lange nicht an ihr Ende gekommen sein.

Das „revisited“ im Titel bezieht sich auf die Frage nach dem praktischen Umgang mit den Resten von Schloss „La Fontaine“, wie auch auf eine Belebung der Erforschung zu dem bemerkenswerten Zeugnis italienisch geprägter Renaissancearchitektur im Benelux-Raum. Denn der Band macht auch deutlich, was nach Jahren der Erforschung fehlt: eine souverän die Disziplinen übergreifende monografische Gesamtdarstellung der Geschichte des Schlosses und seines ambitionierten Bauherrn. Denn so besteht die Gefahr der „Atomisierung“ der Kenntnisse in einzelnen Aufsätzen und Sammelbänden, was es immer schwerer macht, den Überblick über die Schloss Mansfeld-Forschung zu behalten. Das würde aber der Bedeutung der bisher gewonnenen Forschungsergebnisse nicht gerecht werden, wie der gediegen ausgestattete Band „Mansfeld revisited“ eindrucksvoll vor Augen führt.

Guido von Büren (Jülich)

Henri CARÈME, *Peintre et peinture dans le duché de Luxembourg au XVIII^e siècle* (Publications du Musée national d'archéologie, d'histoire et d'art Luxembourg ; 2), Mailand : Silvana Editoriale, 2023, 406 S., 99 Abb.; ISBN 9788836654413; 65 €.

Der Titel der monumental zu nennenden Arbeit von Henri Carême, die keinen Vorläufer hat, ist klug gewählt. Eine „Luxemburger Malerei“ als solche, die nach stilistischen Kriterien als mehr oder weniger homogene Schule zu definieren möglich wäre, ist nicht existent. Das hat einerseits mit der das Territorium wiederholt verschiebenden, wechsellvollen Geschichte und sich ändernden Besitzverhältnissen des Herzogtums zu tun. Andererseits, als Folge der fortdauernden Verschiebung der Machtgefüge, führt das Ausbleiben institutionalisierter Strukturen wie etwa die einer staatlichen Kunstakademie zu einer Orientierung an den Gravitationszentren künstlerischer Produktion und Innovation, zwischen Paris, den niederländischen Kunstzentren und italienischen Höfen. Für die Frühe Neuzeit betrifft dies die Aufteilung des Landes im Pyrenäenfrieden 1659 und den Zuschlag des südlichen Landesteils des vordem burgundisch-niederländischen und zu diesem Zeitpunkt spanisch regierten Landes an Frankreich. 1713, mit dem Spanischen Erbfolgekrieg dann wieder und bis 1795 österreichisch-habsburgisch, fällt Luxemburg mit der Französischen Revolution an Frankreich. Thema des Buches ist also die Malerei Luxemburgs unter habsburgischer Herrschaft, die zusammenfällt mit dem Jahrhundert der Aufklärung und dann zu einer kontinuierlichen Kunstproduktion geführt hat.

In Konsequenz kann es also „nur“ um die in den Luxemburger Territorien geborenen oder dort tätigen Künstler sowie die hier entstandenen Kunstwerke gehen. Diese sind gleichwohl Ausweis regionaler Besonderheiten, und sei damit die Erfüllung der Bedürfnisse und Erwartungshaltungen der Auftraggeber gemeint. Diesem neuen Terrain kunsthistorischer Befragung geht der Autor auf 406 Seiten nach. In zwei Hauptteilen, Künstler und Werke, trägt das Buch der unübersichtlichen Lage

Rechnung, denn, so setzt der Autor ein, bereits der Procureur Général du Conseil de Luxembourg, Jean-Michel Heynen, rapportiert 1773 auf die Anfrage der Habsburger Regentin, Maria Theresia, wie es denn um die Künste in ihrem Herrschaftsbereich bestellt sei, mit einer gewissen Ratlosigkeit. Die hier verhandelten Künstler sind allesamt von der Kunstgeschichte vergessen worden, und angesichts der dünnen Literaturlage unterzog sich der Autor dem mühsamen Zusammentragen und Auswerten der zugänglichen Archive und der Auswertung der Quellen in Luxemburg, Belgien, Deutschland und Frankreich. Nur ein gutes Dutzend Maler wurde zwischen den ersten kunsthistoriographischen Arbeiten – die mit der Unabhängigkeit von Belgien 1830 als Teil einer neuen Identitätsstiftung einsetzten – bis hin zu den Studien von Alex Langini, Marie-France Jacops oder Jean-Luc Koltz in jüngerer Zeit einer kunsthistorischen Betrachtung unterzogen. Diesen auf einzelne Künstler oder Werkgruppen gerichteten Einzelstudien, nicht zuletzt in konservatorischer Absicht, setzt Henri Carême nun ein Opus Magnum entgegen, das erstmalig die Kunstproduktion in seiner Gänze und in seinen Bedingungen für ein Jahrhundert greifbar macht.

Es handelt sich soziopolitisch betrachtet um eine sehr spezifische Ausgangslage, denn Luxemburg besaß durch das Jahrhundert hinweg keine fürstliche Hofhaltung, unter welcher einzelne Künstler hätten protegiert werden und brillieren können. Mit einem Verwaltungszentrum und einer geringen Bevölkerungszahl in den Städten stellt Carême im ersten Hauptteil multiperspektivische Fragen, deren Antworten sich wie ein Mosaik zusammensetzen: Aus welchen Milieus haben sich die Künstler rekrutiert? Der sozialen Herkunft der Maler aus den Ständen (Aristokraten, Kirchenmänner, Militärs, Händler, Landbevölkerung) geht der Autor ebenso nach wie der Frage nach ihrer Ausbildung. Neben der traditionellen Lehre in den Ateliers (mit Schwerpunkt in den Städten, etwa Luxemburg und Trier) drängen wohl die zünftigen Regeln der Merciers die jungen Maler zur Künstlerreise. Die Malerschule der Zisterzienser in Orval (der Maler Antoine-Ferdinand Redouté wird vom Magistrat Jean-Francois Louis Jeantin de Montmédy 1857 als „élève à l’Académie de peinture d’Orval“ bezeichnet), deren Ateliers auch ausländische Künstler anzog, etwa Augustin Ollivier aus Marseille, bleibt da Ausnahme. Allerdings, sehen wir von Paris und Toulouse ab, fällt die Gründung der französischen Akademien nahezu ausschließlich in die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Hier liegen Nancy und Metz nahe, jedoch verzeichnet Carême auch Beispiele von Künstlerreisen nach Rom (Renier Rendeux) und Paris (die Brüder Redouté) und eines der angeführten Blumenstilleben hat Vincente Camaróns *Vierge en bergère* (heute British Museum) als Schüler der Real Academia de San Fernando in Madrid verarbeitet. Studienzeiten in von Künstlern selbst betriebenen „Akademien“ sind selten. Jedoch trägt der Autor den Bibliotheken und Collèges als Orten der Künstlerbildung in Luxemburg ebenso Rechnung. Besonders am Maler Jean-Louis Gilson (frère Abraham) lassen sich in der Darstellung Carêmes exemplarisch Mobilität und Einflüsse nachvollziehen. Die Vielfalt der Wege des Kunsttransfers im europäischen Netzwerk (mit Düsseldorf, Mannheim, Brüssel, Rom, Paris u.a.) lässt sich hier entdecken, ein Prozess, an dem auch die Luxemburger Künstlerschaft teilhat und der sich mit der Anverwandlung von Vorbildern in ihren Werken auch widerspiegelt. Im Gegenzug installieren sich zugereiste Maler, deren Wirken der Autor mit Charles Sauvage, Jean-Georg Weiser, Philippe Doyé oder Joseph Muller aus Böhmen minutiös thematisiert. Die

innerluxemburgischen Mobilitäten zwischen Arlon, Ettelbrück und Echternach werden ebenso nachgezeichnet, wie wir eine Vorstellung der Künstlermönche bekommen, die insbesondere im Kontext der Klosterneubauten der Dominikaner, Zisterzienser, Kapuziner und Benediktiner tätig sind.

Kaum eine der möglichen Konstellationen läßt der Autor unbeachtet, Luxemburger Künstler auf Reisen, ausländische Künstler auf der Passage, die problematische Unterscheidung von Künstler und Kunsthandwerker, den Zuzug von Kleinmeistern und das Reüssieren von Talenten wie Charles Sauvage. Das Darlegen solch verwickelter Bezüge, nach wissenschaftlichen Ansprüchen immer mit Referenz auf die Quellen, trägt freilich zum Umfang des Buches und bisweilen zur anstrengenden Lektüre bei. Bisweilen helfen die beigegebenen Tabellen, die eine Quantifizierung nach inhaltlichen Kriterien anschaulich machen. Doch haben wir in Anschlag zu bringen, dass ein solches Vorgehen der Absicht Rechnung trägt, sowohl eine Übersicht über die bislang sträflich vernachlässigte Geschichte der Malerei im Luxemburg des Aufklärungszeitalters vorzulegen und zugleich die unübersichtlichen Quellen nicht nur anzuführen sondern auch in Beziehung zu setzen. Das gelingt dem Autor in extenso und auch deshalb ist der Arbeit große Bravour zu attestieren.

Hier stellt sich natürlich die Frage nach der – für den Leser – zielführenden, aber dann doch komplexen Struktur, etwa wenn die in den vorangehenden Kapiteln verhandelten Künstler jeweils erneut erscheinen. Zweifellos ergeben solche Tiefbohrungen ein möglichst umfassendes und detailreiches Bild, etwa zu Fragen, warum insbesondere das Kirchenmilieu eine besondere Anziehungskraft und einen Markt darstellte, oder wie wir den Fortgang der Kunst als Frucht von Künstlerdynastien/-familien verstehen können und welche Bedeutung Lebensniveau und finanzieller Absicherung beizumessen ist. Das ist aber naturgemäß keine leichte Kost. Mit den Aspekten Preisgefüge und finanziellen Ressourcen ist der Anschluss an den zweiten Hauptteil der Arbeit eingeleitet, der sich Auftraggebern und Aufträgen, mithin den Werken widmet.

Der Eingangsbefund ist sprechend. Trotz der Verwüstungen durch die republikanischen Truppen im Zuge der Französischen Revolution, die insbesondere die Klöster betrafen, dem Schleifen der Festung und den Verlusten durch die beiden Weltkriege erstaunt die Präsenz der Malereien in den Kirchen des Herzogtums noch heute und zeugt von der immensen Kunstproduktion des Aufklärungszeitalters. Ein Korpus von knapp 500 Werken dient dem Autor, die privaten, öffentlichen oder kirchlichen Aufträge in den Blick zu nehmen. Carême differenziert zwischen verschiedenen Auftraggebergruppen: institutionelle Auftraggeber, dem Conseil provincial und dem Magistrat, also der Staats- und Stadtverwaltung (für Portraits wie z. B. Leopolds II. von Habsburg von Pierre Maisonet, für Allegorien, Devisen und ephemere Aufbauten anlässlich von Feiern wie Geburt, Krönung oder Tod); private Auftraggeber aus dem Adel, dem Bürgertum oder dem Klerus, die Portraits aber auch religiöse Werke betreffen – ihnen widmet Carême beispielhafte Interpretationen, so den Philippe Doyé zugeschriebenen Bildnissen reicher Marchands wie Joseph Buisson und Antoine Pescatore (im Depot des Lëtzebuerg City Museums) oder Ignace Millims Ehebildnis des Notars Philippe Servais und seiner Frau Anne-Marguerite Lacrois (Centre national de Littérature, Mersch); und schließlich die kirchlichen

Aufträge, die das Gros der Kunstproduktion ausmachen. Der Autor versäumt es in diesen Interpretationen nicht, auf die gestalterische oder motivische Herleitung der Bildformeln einzugehen. Mit den zwischen Staatsportrait und Familienbildnis changierenden Pendants der Portraits, die den hohen Offizier Jean Baptiste de Blochausen sowie dessen Ehefrau und Kinder zeigen (MNAHA) lässt sich die späte Teilhabe der Luxemburger Malerei an den internationalen Standards und Modellen nachvollziehen. Hier geben die Landschaften im Hintergrund auch über die Topographien des Herzogtums Aufschluss. Die ganze Palette der Kunstarten wird von Carême verhandelt, Landschaften so gut wie Genremalerei, bis zu dekorativen Ausstattungsstücken oder Jagdstillleben.

Auch die kirchlichen Aufträge betonen das Bedürfnis, vielbeachtete Meisterwerke in den Anverwandlungen und Umprägungen, selten Kopien, wiederzufinden. So lehnt sich die *Himmelfahrt der Jungfrau* des Jean-Pierre Sauvage zugeschriebenen Retabels für die Pfarrkirche in Fischbach/Mersch an die durch Louis Simonneaus Stich vermittelte Version Charles Le Bruns für den Plafond der Chapelle du séminaire in der Pariser Kirche Saint-Sulpice (heute London) an. In dieses Komposit schreiben sich zugleich Bilderfindungen des Peter Paul Rubens aus seiner Himmelfahrt von 1624 für Notre-Dame de la Chapelle in Brüssel ein. Eine ganze Serie der Luxemburger Himmelfahrten Mariens wird von Carême kontextualisiert, so dass sich ein guter Eindruck dieser berühmte Vorbilder aufnehmenden und kombinierenden Kompositionen ergibt, die sich oftmals der druckgraphischen Verbreitung bedienen. Mit dieser Ausbreitung des Materials tritt die Eigenart der luxemburgischen Kunstproduktion besonders hervor. Topographisch an der Schnittstelle der kunsthistoriographisch bereits als Schulen wahrgenommenen Kunstlandschaften speist sie ihre Variabilität aus dem Blick in eine Vielzahl von Richtungen und nimmt den römischen Barock so gut wahr wie die akademische Malerei Frankreichs und die sog. Ecole du Nord. Hervorzuheben ist die komplexe Genese des Dekors der Peter- und-Paul-Kirche in Dalheim (heute in Teilen restauriert), die ein Zusammenwirken der Trierer Abtei Sankt Maximin, der dortigen Jesuiten und der Schwestern des Konvents vom Heiligen Geist in Luxemburg zeigt. Hier gelingt um die Mitte des 18. Jahrhunderts dem Maler Jean-Georges Weiser ein, abermals an Charles Le Brun orientiertes Toutensemble.

Die von Henri Carême angeführten und im Buch ausgefalteten Beispiele solcher Ausstattungsmalereien (z.B. Weiser in Mondorf-les-Bains, an Guido Reni angelehnt; die Apotheose Maria-Theresias von Jean-Pierre Mathaei im Echternacher Refugium der Stadt Luxemburg oder Jacques Collets in Teilen nach Raphael gestalteter Chor in Juvigny-sur-Loison) lassen sich hier nur aufzählen. Für kaum ein Werk verzichtet der Autor auf die Darstellung von Genese und Kontext der Werke, seine Aufnahme von Einflüssen und vor allem eine Beschreibung, die sowohl ikonographischen als auch formalästhetischen Aspekten Rechnung trägt.

Mit der Nutzung der wissenschaftlichen und umfänglichen Studie als Katalogbuch zur sehr verdienstvollen Ausstellung des Musée national d'archéologie, d'histoire et d'art wird die Publikation zum Hybriden. Das mag man unglücklich nennen, wenn es um die eingängige Vermittlung dieser ganz neuen Sicht auf die Geschichte der

Malerei im Herzogtum Luxemburg an ein größeres Publikum geht. Zum anderen aber erhält sich so die im Ergebnis „erfrischende“ Komplexität der historischen Sachlage in all ihren Facetten und verhindert gerade solche Simplifizierungen, die in der Kunstgeschichtsschreibung zu eben jenem blinden Fleck führten, der ihre Geschichte aus dem Blick verloren hat. Neben einer Bibliographie verzeichnet der Apparat die Kirchen sowie die Liste der religiösen Werke nach ihren Ikonographien. Ein Katalog der 40 ausgestellten Werke und ein Personenindex schließen diesen nützlichen Appendix ab.

Der Autor hatte mit gleich mehreren Schwierigkeiten umzugehen: Er musste die beschränkten Quellen in mehreren Archiven im In- und Ausland entdecken und kombinieren, die selten inventarisierten Werke aufstöbern und verfügte nur über punktuelle Publikationen. Wie Carême betont, macht die Arbeit nur mit einem gewissen „esprit transfrontalier“ Sinn. Diesen mag man den Akteuren seines Untersuchungszeitraums selbst zusprechen. Und wengleich der Autor das Qualitätsniveau der Malereien eher bescheiden und nur in Ausnahmefällen als hervortretend beschreibt, ohne stilistisch bildliche Eigenständigkeit oder Originalität, so verblüfft es dennoch, wenn die Luxemburger Malerei in der Wahl ihrer Vorbilder vor allem Meisterwerke der italienischen Renaissance (etwa Guido Reni, Raphael und die Carracci) oder diejenigen des *Siècle classique* (Le Brun, Rubens, Bloemert) rezipiert; François Boucher ist hier die Ausnahme. Doch damit unterscheidet sich die Luxemburger Malerei kaum von anderen Regionen, die abseits von oder zwischen den Innovationszentren der Kunst liegen. Allenfalls der Ort im Zentrum Europas mitsamt seiner Anbindung an den Habsburger Hof, mit Filiationen nach Belgien bzw. den Niederlanden und mit dem sich selbst wiederum auf Italien beziehenden Frankreich als Nachbar beförderte die hervorstechende Vielfalt der Einflüsse. Damit wird Henri Carêmes Arbeit auch Teil einer Neujustierung der Forschung, die seit etlichen Jahren unter dem Denkmodell von Zentrum und Peripherie Transfer und Appropriation neu denkt und dem bislang Unbeachteten ihre Aufmerksamkeit schenkt.

Markus A. Castor (Paris)

Stephan LAUX, „Quelque chose d’assez mystérieux“: Die gescheiterte Universitätsgründung in Trier 1945-1948. Motive, Planungen, Reaktionen (Publikationen aus dem Stadtarchiv Trier, 9), Trier: Verlag für Geschichte und Kultur, 2020; 239 S.; ISBN 978-3-945768-15-0; 29,90 €.

Das Foto auf dem Umschlag zeigt ein Türschild der „Universität Trier“ am Hauptmarkt der Stadt aus dem Jahre 1946. Sie blieb eine vergebliche und danach weithin vergessene Episode der unmittelbaren Nachkriegsjahre. Die Geschichte dieser Nicht-Gründung im ersten Corona-Jahr am privilegierten Professoren-Schreibtisch (berührend ist die Widmung an alle die, die sich damals tatkräftig einsetzten, S. 14) zu schreiben, war schwierig, wie der Blick auf Forschungsstand und die nur sehr begrenzt vorhandenen Quellen zeigt. In letzter Minute gelang noch die Einarbeitung des privaten Nachlasses von Dr. Aloys Fery (1892 – 1959), der damals zuständiger Referent im Trierer Regierungspräsidium war.

Die 1798 mit der Schließung der alten Universität eingetretene Lücke scheint in preußischer Zeit nicht sonderlich als schließenswert empfunden worden zu sein. Erst um 1930 gab es Ideen zu einer ‚katholischen‘ Universität; und im Zweiten Weltkrieg wünschte der Nationalsozialist Dr. Röder eine Universität in Trier als Kristallisationskern für den bewusst religionsfern gedachten „Kulturraum“ des „Mosellandes“, der bald „Deutsche Westmark“ hieß und auch das überfallene Luxemburg umfasste. Nach 1945 setzte die französische Besatzungsmacht, General de Gaulle voran (der nach 1919 mehrfach länger in Trier stationiert war), Nationalsozialismus und Preußen in eins und wollte eine Demokratisierung durch „déprussianisation“ einleiten. Anders als in Mainz gipfelten diese Bemühungen der Unterrichtsabteilung der Zivilverwaltung der französischen Zone unter Schmittlein in Baden-Baden aber nicht in einer Universität für Trier (im Archiv in La Courneuve könnte man dazu neben dem Bestand AC auch noch RP / Rhénanie-Palatinat prüfen, der auch Berichte der untergeordneten Stellen enthält).

Beteiligt waren viele, aber sie waren kaum wirklich engagiert; und es fehlte an Koordination. Bischof Bornewasser (manchmal irritierend als ‚Episkopat‘ umschrieben) und v.a. sein Generalvikar von Meurers haben die Universitätspläne mindestens nicht unterstützt, vielleicht auch hintertrieben. Als Mainz mit der Absorption des dortigen Priesterseminars in eine Fakultät schon gegründet war, hing die Deutsche Bischofskonferenz weiter der Vorkriegsidee einer intensiv katholisch bestimmten Universität an, aber nicht in Trier, sondern in Fulda oder Paderborn. 1948 erbat der Bischof schließlich in Rom die Genehmigung einer ‚insularen‘ Fakultät für Theologie, die seit 1950 getrennt von der heutigen Universität besteht (S. 136ff.).

In der staatlichen Verwaltung gab es neben dem eher initiativlosen Regierungspräsidenten Steinlein vor allem Dr. Fery, der aber als „Beauftragter“ eines amorphen „Gründungskuratoriums“ dem Plan möglicherweise durch Überaktivität unwillentlich schadete und dessen Spuren im Landesdienst sich, da er nicht Beamter war, schon 1948 verlieren. Er sammelte Bewerbungen von über 200 Kandidaten für Professuren (darunter der Luxemburger Camille Wampach, S. 162f.), und daneben die Namen von über 2.200 Studieninteressenten für die „Kaiser-Konstantin-Universität“ aus allen vier Besatzungszonen (auch aus der Sowjetzone, aber nicht aus Luxemburg, S. 172ff.). Sogar einen „Gründungsrektor“ (ohne Namensnennung) soll es gegeben haben, vom Gründungskomitee nominiert (S. 188) oder vom Regierungspräsidium (S. 103f.).

Das war wohl mit den französischen Stellen in Trier, aber nicht mit denen in Baden-Baden abgestimmt, und es erschien 1947 dem überraschten Schmittlein daher „völlig mysteriös“ (Fundstelle des Zitats im Buchtitel S. 104). Ein ganz früher Unterschied zur Universität Mainz ab März 1946 zeigte sich darin, dass in Trier das französische Militär keine einzige der vielen Kasernen entbehren konnte – damit allein war eine Universitätsgründung ohne Vorgängerinstitution in der weitgehend kriegszerstörten Stadt im Grunde schon unmöglich.

Aus der Stadtgesellschaft engagierten sich einzelne Personen, vor allem Gymnasiallehrer, aber eine klare Linie der Verantwortlichen in Stadtverwaltung

und Stadtrat ist nicht erkennbar. Das hatte aber sicher auch mit Prioritäten für den drängenden Wiederaufbau zu tun. Die meisten Konzepte teilten einen historischen Anspruch Triers als römischer Metropole und ältester Stadt Deutschlands. Die Universität sollte bei Fery die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt steigern und mit einer „Forschungsstelle für Arbeits- und Sozialpolitik“ aus durchaus christlich-katholischen Überlegungen in die Stadt hineinwirken (der Begriff „Marx-Institut“ fiel nur einmal, S. 111f.). Der Mediziner Brühl sah Trier als zum Westen gehörig an, wollte wieder an das abendländische Denken anschließen und dezidiert ein Bindeglied zwischen der Mitte und dem Westen Europas schaffen (S. 119ff.). Ein deutlich anderer christlicher Diskurs war der von einem organisch gestuften ‚Abendland‘, wie ihn konservativ und patriarchalisch grundiert und klar antimarxistisch Susterhenn vertrat (S. 118f. und 154), Vater der rheinland-pfälzischen Verfassung und einer der Bewerber um eine Trierer Professur und bald darauf Kultusminister.

Als wirkliche Fehlkalkulation erwies sich die letzte Rettungsidee ab 1947 zur Errichtung einer Stiftung. Vom entstehenden Land wurden jährlich 2.000.000 Reichsmark vorausgesetzt; und die Stiftung sollte weitere 700.000 aufbringen aus Leistungen der Stadt, des Bistums (vertreten durch den Regens des Priesterseminars Wehr, später Rektor der eigenständigen Fakultät und Bischof, der einen dezidiert christlichen Charakter der Universität wollte) und von städtischen Mäzenen (die es nicht gab). Für solche jährlichen Leistungen wären Erträge aus einem astronomisch hohen Kapital nötig gewesen, womit sich aber niemand näher beschäftigt zu haben scheint.

Auch ein Misserfolg wie die Neugründung der Trierer Universität gleich nach dem Zweiten Weltkrieg hat viele Väter, doch ohne jeden Vaterstolz. Diese Geschichte angesichts der Quellenprobleme bei einem Nicht-Ereignis wie diesem herausgearbeitet zu haben, ist ein ganz großes Verdienst des Verfassers. Der Zufall brachte ihm noch kurz vor Drucklegung umfangreiche weitere Unterlagen von Fery ins Haus. Bei dem lobenswerten Bemühen um ihre – extrem späte – Einarbeitung kam es leider zu einigen Brüchen in Chronologie und Zusammenhängen, die vom Leser sorgfältige Lektüre verlangen. Aber welcher Wissenschaftler verschlösse sich dem wirklich?

Stefan Fisch (Speyer)

Manfred KONTZ, Robert Schuman. Eine Biografie in Zeitzeugenberichten, Paderborn: Brill/Schöningh, 2023, 644 S.; ISBN 9783506792877; 49,44€.

Biographie ou dossier de béatification de Robert Schuman ? Manfred Kontz, ancien directeur des études d'un lycée sarrois et vice-président de l'Institut Saint-Benoît créé en 1988 pour œuvrer à la béatification de Robert Schuman, mélange les genres avec cette biographie de Robert Schuman en allemand chez Brill Editions, d'après les « témoins de son temps ». L'ouvrage de 644 pages est composé de 47 courts chapitres de quelques pages chacun, narrants avec rythme la vie de Robert Schuman de façon chronologique, de l'enfance à son décès.

Robert Schuman est bien connu des historiens, qui se sont penchés de longue date sur les « pères fondateurs » de la construction européenne parmi lesquels Schuman occupe une place de premier plan (Sylvain Schirman, *Robert Schuman et les pères fondateurs de l'Europe*). Des biographies exhaustives, notamment celle, déjà ancienne, de l'historien français Raymond Poidevin (1986) se sont exercées à révéler avec minutie l'action politique de l'homme du 9 mai 1950 afin de mieux comprendre les débuts de la construction européenne. De nombreux textes publiés par des proches de Robert Schuman évoquent des aspects particuliers de sa vie (religion, action européenne) – ce que la postérité a retenu –, comme ceux de René Lejeune ou Robert Rochefort (ancien chef de cabinet), abondamment cités dans la présente biographie. En allemand aussi, des travaux ont été édités sur la vie de Robert Schuman, dont une biographie du traducteur H. J. Benning publiée dix années avant celle-ci (2013) mais non référencée par Manfred Kontz.

Alors pourquoi une nouvelle biographie de Robert Schuman dans une historiographie et un univers éditorial déjà fournis ? On ne peut que regretter l'absence étonnante d'introduction qui répondrait à la question et présenterait la démarche et la méthode, les objectifs de l'ouvrage, les questions posées et hypothèses retenues, les motivations de l'auteur. L'on comprend à la lecture de cet imposant volume qu'il vient contribuer aux objectifs de béatification engagés par ses admirateurs et que l'auteur inscrit la vie et la carrière de Robert Schuman dans une perspective religieuse, voire de sainteté revendiquée.

Le titre de la biographie annonce fonder l'ouvrage sur des témoignages de proches ou collaborateurs de Robert Schuman. Les témoignages recueillis ne sont listés qu'en fin de volume, sans précision ni de date ni d'objet. Une analyse, tout au moins une présentation de ce corpus d'entretiens aurait permis d'éclairer cet apport. Des questions subsistent de même pour les sources mentionnées, réduites à une liste de centres d'archives, de la Konrad Adenauer Stiftung à la bibliothèque de Sarrebruck, qui malheureusement ne détaille ni les fonds analysés ni le contenu des archives dépouillées – et surtout leur éventuelle nouveauté, même sommairement. Ces sources et témoignages ont-ils été recueillis dans le cadre de l'activité de l'Institut Saint-Benoît en vue de constituer son dossier de béatification – ce qui oriente considérablement la recherche ? Ces questions de méthode auraient mérité d'être éclaircies et le cas échéant assumées.

Appuyé par de nombreuses et longues citations des multiples écrits existants sur Robert Schuman ou de ses contemporains (Adenauer, Monnet par exemple), cet ouvrage se construit telle une compilation, orientée dans un même but, démontrer les vertus exceptionnelles du personnage, une sorte de synthèse biographique canonique, l'auteur sélectionnant les passages et les citations les plus évocateurs dans tel ou tel écrit sur chaque sujet. Ici, l'écriture d'une vie semble aller de soi, déroulant les étapes d'un point A à un point B, restituant la vie héroïque et pieuse de ce défenseur de l'unité européenne en très courts chapitres, qui confèrent un rythme original à la lecture. On suit tout de même avec intérêt, jusque dans l'anecdote, les années de formation du fils de Suzanne Eugénie et de Jean-Pierre Schuman, entre plusieurs influences – l'éducation catholique jouant bien sûr un rôle majeur –, voire plusieurs germanités, telles qu'elles se croisent au

Luxembourg. L'ouvrage fait parler les écrits des autres, proches, familles, collaborateurs, qui sont autant de regards et de voix posés sur la vie de l'homme d'État, mais aussi sur les valeurs morales qu'il véhicule ainsi que sur les attributs de sa personnalité pieuse (célibat, dévotion, frugalité, simplicité, résilience). On comprend à la lueur des années de formation du jeune Robert Schuman la genèse de son réseau personnel, amical et politique : études dans plusieurs villes allemandes, installation comme avocat à Metz en 1912, premières fonctions politiques. Le lecteur est ensuite surpris par le silence pur et simple de l'auteur sur les hésitations de Robert Schuman (incompatibles avec la béatification ?), comme lorsqu'il vote les pleins pouvoirs au Maréchal Pétain en juillet 1940, préférant insister sur ses fonctions d'alors, secrétaire d'État, « samaritain des réfugiés » (p. 197). L'emprisonnement, l'évasion et la clandestinité des années de guerre sont exaltés, tout comme la mise en lumière de l'après-guerre et les ministères de premier plan. Les jalons de la construction européenne et de la réconciliation franco-allemande sont passés au crible de ses fonctions, notamment au ministère des Affaires étrangères où Robert Schuman marque de son empreinte les combats pro-européens. Concernant la genèse du Plan Monnet, l'auteur met en scène les deux principaux protagonistes côté français et le rôle politique décisif de Robert Schuman dans la naissance de la Communauté européenne du charbon et de l'acier, de l'annonce du 9 mai 1950 et de sa préparation au traité de Paris en 1951, s'appuyant en grande partie sur les discours, articles, interviews nombreux du ministre alors en mission pour convaincre du bienfondé de l'entreprise. L'auteur passe rapidement sur les critiques de son temps (de Gaulle, les Britanniques), sans s'attarder sur la contradiction, pourtant vive et protéiforme. Le lecteur est parfois dubitatif devant des raccourcis historiques naïfs, comme lorsque p. 526 on lit que le Vatican est favorable à la politique européenne de Robert Schuman car cette dernière poursuit des buts pacifiques et de solidarité... sans mention du contexte de Guerre froide et de l'anticommunisme largement partagé par les élites démocrates-chrétiennes de l'époque. L'ouvrage se termine par le portrait empreint de compassion pour un Robert Schuman fragile dans la maladie jusqu'à son décès. Enfin, quelques considérations de l'auteur, nostalgique des pionniers de l'Europe unie et d'un passé idéalisé, concluent le volume sur une vision pessimiste du continent en proie au repli nationaliste et à la désunion.

Hormis la volonté de valoriser l'apport de Robert Schuman à la construction européenne, le principal risque d'une biographie hagiographique de ce type est d'amplifier le rôle du « personnage principal », d'en faire le centre des événements, mettant à mal l'équilibre subtil de tout travail biographique entre le contexte, le rôle des autres acteurs, des événements sociaux, politiques ou économiques de son temps. Le lecteur reste ainsi sur sa faim sur le plan méthodologique comme sur les objectifs de l'ouvrage, tout en relevant le sérieux du travail accompli, dont on perçoit qu'il est l'aboutissement d'un chemin personnel de longue haleine au service d'une recherche érudite, restituée en langue allemande, sur la vie et l'action de Robert Schuman vues par ses partisans les plus fervents. Pour l'historien, l'intérêt de cet ouvrage se situe également à un second niveau, en filigrane. Il permet d'appréhender 60 ans après sa mort la perception de Robert Schuman par ses cercles les plus proches, catholiques, qui érigent en saint cet homme politique du XX^e siècle au parcours personnel atypique.

Mauve Carbonell (Aix/Marseille)